



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pfalz, Franz: Dichterfreundinnen : 4. Madame Luzifer : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hält man die Berichte des Oberstleutnants von Razmer und des Rittmeisters Grafen Schulenburg gegeneinander, so wird man zu dem Ergebnis gelangen, daß die Sendung beider getrennt war. Wahrscheinlich ging von Razmer zuerst ab, als man im Hauptquartier der Verbündeten noch nicht wußte, wie sich der König von Sachsen verhalten, namentlich ob er in Leipzig bleiben würde. Sobald darüber aber Klarheit erlangt war, zögerte Fürst Schwarzenberg, als Generalissimus der Armee, keinen Augenblick, seinen Adjutanten Grafen Schulenburg abzusenden, um dem Könige seine Gefangenenerklärung anzuzeigen. Die Beweggründe, welche den Fürsten hierbei geleitet haben, sind aus dem Berichte des Grafen Schulenburg klar ersichtlich: der Hinweis auf die „komplizirten Interessen,“ sowie der Wunsch, keinen Preußen zuvorkommen zu lassen, besagen genug. Jedenfalls war man vonseiten des österreichischen Kaiserhauses dem Könige von Sachsen wohlgesinnt, und Fürst Schwarzenberg glaubte, zweifellos im Sinne des Kaisers Franz, das Schicksal des Königs mildern zu können, wenn er ihn bewog, sich an Oesterreich zu ergeben. Bekanntlich ist (sicherlich auf Andrängen Preußens) das Schicksal des Königs dennoch ein andres geworden, denn schon am Nachmittage des 19. Oktober ließ ihn der Kaiser von Rußland durch den Geheimrat von Anstetten nochmals gefangen erklären, und am 23. Oktober wurde der König, zuerst mit Kosakeneskorte, dann mit preussischer Militärbegleitung, nach Berlin gebracht.

Wo der Degen des sächsischen Königs, das äußere Unterwerfungszeichen, geblieben ist, dürfte kaum zu ermitteln sein; wahrscheinlich legte Fürst Schwarzenberg keinen Wert mehr auf ihn, als er die Sendung Schulenburgs gescheitert sah.

—d.



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

4. Madame Luzifer.

(Fortsetzung.)



n diese unglücklichen politischen und häuslichen Kämpfe ist Karoline tief verflochten. Bald nach ihrer Ankunft nahm sie den lebhaftesten Anteil an dem Verlaufe der französischen Revolution. Aus dem Bürgerstande, aus der Gelehrtenrepublik hervorgegangen, konnte sie gar nicht anders, sie mußte sich mit Verstand und Gemüt, mit ihrem ganzen Wesen dem aus Druck und Not empor-

strebenden Bürgertum zuwenden. In Mainz war überdies der Hof des geistlichen Kurfürsten keineswegs dazu angethan, eine geistvolle Frau für das Hofleben zu gewinnen. Der alte Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal, der verhaßte „Alte von Mainz“ im Schillerschen Kreise, war ein eitler Verschwender, der prunken und genießen wollte. Zwar hatte er 1784 eine Universität gegründet und sogar protestantische Gelehrte berufen, um sich den Ruf großherziger Genialität zu erwerben, aber er überließ die junge Stiftung den Umtrieben der Dunkelmänner, damit die Aufklärung nicht zu groß würde. Am anstößigsten war die Maitressenwirtschaft des geistlichen Herrn. Wo eine Aspasia, Frau von Coudenhoven, eine Danaë, Frau von Ferret, und andre regierten, mußte das geistliche und das fürstliche Ansehen zugleich schwinden. Unter der Herrschaft eines üppigen geistlichen und weltlichen Adels verwilderten die Sitten und verarmte das Volk. Wohl hofften die Geduldigen das Beste von dem gegen den Wunsch des Alten bereits erwählten Nachfolger Karl Theodor von Dalberg, der mit dem Titel Koadjutor (später Statthalter) in Erfurt residirte und in schönggeistigen Bestrebungen Beschäftigung und Ruhm suchte. Tieferblickende wollten aber schon damals unter der sanften, sentimental und idealfeligen Maske des Koadjutors den wollüstigen, verschwenderischen und gesinnungsbrüchigen Pfaffen erkennen, als der er sich später doch noch erwies.

Karoline schwärmte für Mirabeau, den Kraftmenschen, dessen Briefe, aus dem Kerker an die Geliebte geschrieben, „so unaufhaltsam aus der Quelle strömend zu der Seele, zu dem Herzen, zu den Sinnen reden,“ für den liebenswürdigen Bösewicht, „der für tausend andre ehrliche Leute noch Tugenden, Talente und Kräfte übrig hatte und zu viel wahren Geist, um im Ernste ein Bösewicht zu sein, wie man's aus einzelnen Zügen schließen möchte.“ Sie ist empört über Goethes kulturhistorische Satiren, den Großkophtha, den Bürgergeneral. „Goethe ist ein übermütiger Mensch — schreibt sie —, der sich aus dem Publikum nichts macht und ihm giebt, was ihm bequem ist.“ Die Festlichkeiten bei der Kaiserwahl im Juli 1792, die Krönung Franz des Zweiten in Frankfurt berühren sie fast gar nicht, außer wenn sie ihr alte Freunde zuführen. „Die Zusammenkunft des deutschen Reiches hat so auch für uns zum Feste werden müssen, ohngeachtet es für unsern bürgerlichen Sinn eben keins sein konnte,“ berichtet sie an Meyer. Demselben schildert sie auch ihren Verkehr im Forsterschen Hause. „Sie [Forsters] genießen ihr Leben in dieser schönen Gegend, sie arbeiten und gehen spazieren, und ich theile das alles mit ihnen. Jeden Abend bin ich dort, um Thee mit ihnen zu trinken, die interessantesten Zeitungen zu lesen, selbst ein bisschen zu schwätzen, Fremde zu sehen u. Außer Forsters habe ich gar keinen Umgang. Darin habe ich vielleicht unrecht, aber ich mag keinen andern. Forster ist mein Freund, wie Sie mir voraus sagten, ich erkenne alle seine Schwächen und kann die nicht von mir werfen, ihm gut zu sein — ich thue alles, was ihm Freude machen kann. Im Anfange drückte es mich,

mich teilen zu sollen zwischen der Neigung für ihn und meinem Gefühle für Theresen, aber nachdem ich klar eingesehen habe, daß alles gerade so sein muß, wie es ist, und nicht anders sein kann, vereinige ich es recht gut und bin gegen keinen mehr ungerecht. Gegen Theresen würde ich es nie sein, ob ich gleich noch immer behaupte, daß sie mich nicht liebt.“ Hubers Einnischung war damals (im Juli 1792) in vollem Gange, und Karoline nahm — da die Sache einmal nicht zu ändern war — Theresen in ihren Schutz, suchte aber anderseits den armen Forster durch zärtliche Freundschaft zu entschädigen. Daß sie damit bei dem reinsten Willen in bedenkliche Verwicklungen geraten mußte, ahnte sie nicht, ihr leichter Sinn sah nur die liebliche Idylle des freundschaftlichen Verkehrs. Auch die Liebe beschäftigt ihr Herz. Meyer muß es in einem mehrseitigen Briefe hören, wie sehr der Prinzenzieher Tatter es ihr angethan hat. Sie weiß, daß die Prinzen am Rhein sind, daß er sie begleitet, aber er kommt nicht nach Mainz, sie wird ihn aussuchen müssen. „Mir ist seine Rechtfertigung teurer wie das Wiedersehen. Getadelt hab' ich ihn mehrmals um ähnlicher Ursachen willen, und er zwang mich mit der Hartnäckigkeit und Sanftmut, die ihm eigentümlich ist, seine Gründe zu ehren, wenn sie auch nicht die meinigen wären. Hätte ich mit Mangel an Liebe zu kämpfen, so wäre der Kampf bald zu Ende, aber ich streite gegen ein sonderbares Wesen, das mich anzieht und mich zur Verzweiflung bringt, weil es meine Gewöhnlichkeit nicht anerkennen will und seine Ansprüche auf Glück und Stolz nicht verfolgt, das sein Leben für mich gäbe und meine heißesten Wünsche unerfüllt läßt — ein Mensch, zum Einsiedler geboren, der sich der Liebe hingab wie ein Kind, der gefühlvollste Stoiker, der aus Empfindlichkeit gegen Freiheit sich unnötige Ketten anlegt und die liebsten Pflichten schlechter behandelt wie die überflüssigen.“ Die Politik wird nur in streng abgemessenen Schranken gepflegt. „Das rote Jakobinerkäppchen, das Sie mir aufsetzen, werfe ich Ihnen an den Kopf. Wir kennen die Helden von Brissots Schlag recht gut, für das, was sie sind, und wissen, qu'il nage dans l'opprobre sans s'y noyer puisque c'est son élément. Forster wollte neulich jemand die Augen auskratzen, weil er die Attake vom 20. Juni guthieß, und die Nationalversammlung samt den Jakobinern, item Lafayette, alles ist preisgegeben — nur die Sache nicht. Für das Glück der kaiserlichen und königlichen Waffen wird freilich nicht gebetet, die Despotie wird verabscheut, aber nicht alle Aristokraten, kurz, es herrscht eine weise, edle Unparteilichkeit.“ Aber die Franzosen kamen näher, alle Adlichen flüchteten, und der Alte auch, in einem Wagen, an dem er das Wappen hatte auskratzen lassen. „Wir blieben — erzählt sie Meyer — aus Neugier und weil wir ein gut Gewissen hatten, nämlich reine Hände — wir [Forsters] sind nicht reich, und ich bin arm.“ Und nachdem die Franzosen eingerückt sind, ist sie entzückt über die Haltung der Republikaner: „Wir haben über 10 000 Mann in der Stadt, und es herrscht Stille und Ordnung. Der Bürger wird aufs äußerste geschont, das ist Politik, aber wenn die

Leute des gueux et des miserables wären, wie man sie gern dafür geben möchte, wenn nicht strenge Disziplin stattfände, wenn nicht der stolze Geist ihrer Sache sie beseelte und sie Großmut lehrte, so würds unmöglich sein, so alle Ausschweifungen, alle Insulten zu vermeiden.“ Aber auch jetzt noch sind ihre Ansichten gemäßiget. „Was mich mehr als alles [als alle Siege der Republikaner] freut — ruft sie aus —, ist, daß die Marats in der Nationalversammlung nach Verdienst gebrandmarkt worden sind.“ Sie ist entrüstet über ihren Schwager, Doktor Georg Böhmer, der seine Professur in Worms aufgegeben und sich an Cusine herangedrängt hatte. „Mir sank das Herz — schreibt sie an Meyer —, wie ich den Menschen sah, o weh, wollt und könnt ihr den brauchen? Aber wen kann man nicht brauchen? Die sich bei solchen Gelegenheiten vordrängen, sind nicht die besten.“ Sie freut sich, daß Forster sich zurückhält, zögert, „noch bei keinem der Institute ist.“ Im Dezember, als Therese mit ihren Kindern nach Straßburg gegangen ist, schildert sie ihrem Freunde Meyer das Forstersehe Familienleben mit einer solchen Feinheit, daß ihr großes Talent zu beobachten und zu charakterisieren nicht glänzender hervortreten kann. „Therese ist nicht mehr hier. Sie ist mit den zwei Kindern nach Straßburg gegangen, warum? das fragen Sie mich nicht. Menschlichem Ansehen nach ist es der falscheste Schritt, den sie jemals gethan hat, und der erste Schritt, den ich ohne Rückhalt mißbillige. Sie, die über jeden Flüchtling mit Heftigkeit geschimpft hat, die sich für die Sache mit Feuereifer interessirte, geht in einem Augenblicke, wo jede Sicherheitsmaßregel Eindruck macht und die jämmerliche Unentschlossenheit der Menge vermehrt, wo sie ihn mit Geschäften überhäuft zurückläßt, obendrein beladen mit der Sorge für die Wirtschaft zwei Haushaltungen ihn bestreiten läßt, zu der Zeit, wo alle Befoldungen zurückgehalten werden. Das fällt in die Augen. Er wollte auch nicht; ich weiß weder, welche geheimen Gründe sie hat, noch welche sie ihm geltend machte, sie hat's aber durchgesetzt. Er [Forster] ist der wunderbarste Mann, ich habe nie jemand so geliebt, so bewundert und dann wieder so gering geschätzt. Er ging seinen politischen Weg durchaus allein und that wohl daran. Er geht mit einem Adel, einer Intelligenz, einer Bescheidenheit, einer Uneigennützigkeit, wär' es nur das! Aber im Hinterhalt lauscht Schwäche, Bedürfnis ihres [Theresens] Beifalls, elende Unterdrückung gerechter Forderungen, auffahrendes Durchsetzen geringeres. Er lebt von Attentionen und schmachtet nach Liebe, und kann diesen ewigen Kampf ertragen und hat nicht die Stärke, sich loszureißen, die man auch da, wo man Superiorität anerkennt, haben müßte, wenn es uns mit uns selbst entzweit. Dieses Mannes unglückliche Empfänglichkeit und ihr ungroßmütiger Eigennutz verdammen ihn zu ewiger Dual. Ich habe wohl gedacht, ob man ihm die Augen öffnen könnte — es versteht sich, daß ich nicht mittelbar noch unmittelbar dazu beitragen darf und werde —, ich habe gefunden, man würde seine Liebe töten können, aber seine Anhänglichkeit nicht. Sie beschäftigt, sie amüfirt ihn, das kann ihm

kein Wesen ersetzen, darum ist sie einzig; sie reizt seine Eitelkeit, weil er sieht, daß sie auch andre beschäftigt und daher nie erfährt, wie nachteilig die Urteile sind, die selbst diese von ihr fällen. Wer sie nicht mag, flieht sie, ein neuer Triumph! So hält sie ihn, geht hin und nutzt seinen Namen und führt ihn mit Stolz. Das ist nicht billig, ach, und doch verdient er's. Ich bleibe hier, man gewöhnt sich an alles, auch an die tägliche Aussicht einer Belagerung."

Nun erst begann die kritische Zeit für die warmherzige Frau. Forster wurde immer tiefer und tiefer in den Revolutionsstrudel hineingerissen, er mußte sich wider seinen Willen zu dem Werkzeuge des Konvents und zum Jakobiner machen lassen. Karoline nahm sich seiner Wirtschaft an, vertrat sein Hauswesen und pflegte ihn schvesterlich liebevoll, wenn er krank war. Dabei mußte sie tagtäglich mit den französischen Machthabern, den Offizieren, Konventsmitgliedern und Verwaltungsbeamten, sowie mit den leidenschaftlichsten Klubbisten verkehren. Sie war Custine bekannt, speiste wiederholt an seiner Tafel, und man erzählte, daß sie in seinem Wagen durch die Stadt gefahren sei. Gewiß hat sie auch zuweilen den Klub besucht und war ohne Zweifel eine der Damen, welche den Freiheitsbaum mit ihren Schleifen schmückten. Den ruhigen Bürgern wurde sie dadurch verdächtig, und man glaubte ihr alles zutrauen zu dürfen, da sie außerdem in ihrer leichtfertigen Gutmütigkeit eine Frau Forkel bei sich aufgenommen hatte, die in anstößiger Weise ihrem Manne fortgelaufen war. Im preussischen Lager galt sie außerdem für die Gemahlin des berüchtigten Klubbisten und Franzosendieners Dr. Böhmer. So zog sich um sie ein Gewebe von Verdächtigungen zusammen, das ihr im höchsten Grade gefährlich werden mußte. Als Mainz von den Preußen immer enger und enger eingeschlossen wurde, im März 1793, verließ sie mit ihrem Kinde, der Frau Forkel und deren Mutter die Stadt und hoffte ungestört nach Gotha gelangen zu können, wo ihre Freundin Luise, die Frau des Dichters Gotter, sie erwartete. Aber schon in Frankfurt wurden die flüchtigen Frauen angehalten und verhört. Man ließ sie mehrere Tage frei verkehren, sodaß sie hätten entfliehen können, aber Karoline, mit leichtem Sinn auf die Rechtmäßigkeit ihres Verhaltens pochend, verschmähte es. Nun wurden sie nebst mehreren andern aufgefangenen flüchtigen Klubbisten auf die zum Mainzer Gebiet gehörige Festung Königstein gebracht. Hier mußten sie eine achtwöchentliche Haft aushalten, anfangs mit einer Menge andrer zusammengesperrt, später erst in einem besondern Raume. Verhört wurden sie nicht, es schien, daß man sie als Geißeln für in französischen Händen befindliche Anhänger des alten Systems verwenden wollte. Am 14. Juni wurde sie nach Kronenberg entlassen, wo sich ihre Gefangenschaft in Ortshaft verwandelte. Noch Ende Juni war sie nicht frei. Während sind ihre Rechtfertigungen und Klagen aus dieser Zeit. „Ich bin nicht Verbrecherin — schreibt sie an Gotter —, weder mittelbar noch unmittelbar, aber allerdings habe ich Bekannte gehabt, die es sind und die mich nun verdächtig machen. Schuldig

bin ich übrigens gewiß nicht — ich teile den ausgezeichnet bitteren Haß, den man auf Forster geworfen hat. Man irrt sich in dem, was man über meine Verbindung mit ihm glaubt — um seinetwillen allein will man mich als Geißel betrachten. . . . Muß ich nicht sogar fürchten, daß gehässige Gerüchte meine hilfreichen Freunde von mir abwenden? Daß sie an meinem Charakter irre werden, den wütende Menschen, die nie mich persönlich kannten, darstellen, wie es ihr Gesichtskreis mit sich bringt? Hier ist nur von willkürlichem Verfahren, von falschen Gerüchten die Rede. Geißel soll ich sein darum: Mainzer Bürger sind als Geißeln nach Straßburg geführt, man sucht sie frei zu machen, ehe Mainz übergeht, um nicht da etwa Verbrecher entwischen lassen zu müssen. Man will die Weiber schrecken, denen man genaue Verbindungen, wenn auch nicht avouirte, mit französischen Bürgern zutraut. Mich soll Forster erlösen. Das kann Forster nicht, und ich werd's nie von ihm fordern, denn wir stehen nicht in diesem Verhältnis. . . . Gehen Sie hin, lieber Gotter, und sehen Sie den schrecklichen Aufenthalt, den ich gestern verlassen habe, atmen Sie die schneidende Luft ein, die dort herrscht, lassen Sie sich von dem durch die schädlichsten Dünste verpesteten Zugwind durchwehen, sehen Sie die traurigen Gestalten, die stundenlang in das Freie getrieben werden, um das Ungeziefer abzuschütteln, vor dem Sie dann Mühe haben, sich selbst zu hüten, denken Sie sich in einem Zimmer mit sieben andern Menschen, ohne einen Augenblick von Ruhe und Stille und genötigt, sich stündlich mit der Reinigung dessen, was Sie umgibt, zu beschäftigen, damit sie im Staube nicht vergehen, und dann ein Herz voll der tiefsten Indignation gegen die gepriesene Gerechtigkeit, die mit jedem Tage durch die Klagen Unglücklicher vermehrt wird, welche ohne Untersuchung dort schmachten, wie sie von ungefähr aufgegriffen wurden. . . . Und doch war das Ungemach der Gegenwart nichts gegen die übrigen Folgen meines barbarischen Verhaftes. Meine Gesundheit ist sehr geschwächt, aber wahrlich die innere Heiterkeit meiner Seele so wenig, daß ich heute den Mut habe, mich noch in einem eignen Zimmer, wo es Stühle giebt (seit dem 8. April sah ich nur hohe hölzerne Bänke) und an einem Orte, wo ich keine Gefangenwärter und Wache mehr zu sehen brauche, glücklich zu fühlen, so heftig mein Kopf schmerzt und ein unaufhörlicher Husten, der ganz anhaltend geworden ist, mich plagt.“

Alle Hebel setzte sie in Bewegung, um ihre gänzliche Freilassung zu erwirken. Gotter, Wilhelm von Humboldt, der Roadjutor Karl Theodor von Dalberg, alle einflußreichen Männer in der Umgebung des Mainzer Kurfürsten sucht sie zu bewegen, ihr beizustehen — vergeblich. Da eilte ihr jüngster Bruder Philipp aus Italien herbei, um sie zu retten. Seinen Bemühungen gelang es, sie frei zu machen. Er wandte sich mit einer gut unterstützten Bittschrift an den König von Preußen, Friedrich Wilhelm gewann Interesse an der Sache, und trotz aller Widersetzlichkeiten der Mainzer Minister wies er seinen Kommandanten in Frankfurt an, sie freizugeben.

Ihre Leiden waren aber damit nicht zu Ende. Sie war und blieb politisch sowohl als moralisch verfehmt, eine Ausgestoßene, Gemiedene, Verworfenene. Es ist bekannt, daß die Deutschen ihr Befreiungswerk der Rheinlande durch grausame Bestrafung aller derer schändeten, die Sympathien für die französische Revolution gezeigt hatten. Die Freundin Forsters wurde mit gehässigen Gerüchten gepeinigt, die ihren guten Ruf vernichteten und selbst ihre Freunde irremachten. Wohin sie sich wenden mochte, sie wurde von den Behörden ausgewiesen, von der guten Gesellschaft gemieden. Es gehörte der ganze Heroismus ihrer starken geistigen Natur dazu, sie vom Untergange zu erretten. „Ich bin nun isolirt in der Welt — schreibt sie noch von Kronenberg aus an Meyer —, aber Mutter, und als solche will ich mich zu erhalten und zu retten suchen. . . . Ich muß bald vom Schauplatze abtreten können, wenn ich nicht zu Grunde gehen soll. Wollte Gott, Sie wären in der Nähe, und ich könnte Sie sprechen. Über meine Schuld und Unschuld kann ich Ihnen nur das sagen, daß ich seit dem Jänner für alles politische Interesse taub und tot war. Im Anfang schwärmte ich herzlich, und Forsters Meinung zog natürlich die meine mit sich fort, aber nie bin ich öffentliche noch geheime Proselytenmacherin gewesen, und in meinem Leben nicht aristokratisch zurückhaltender, als in dieser demokratischen Zeit. Von allem, dessen man mich beschuldigt, ist nichts wahr. Bei der strengsten Untersuchung kann nur eine Unvorsichtigkeit gegen mich zeugen, von der ich noch nicht in Erfahrung bringen konnte, ob man sie weiß, und die gerade nur Mangel an Klugheit ist.“

Wo waren nun die Männer, denen sie so freigebig ihr Herz entgegengebracht hatte? Wer nahm sich ihrer an? Meyer wich aus, wollte sie nicht nach Berlin ziehen, wandte sich vornehm aristokratisch ab. Ihr zärtlicher Prinzenhofmeister Tatter? „Tatter hätte mich durch etwas mehr männlichen Mut und ein entscheidendes Wort retten können, der einzige Mann, dessen Schutz ich je begehrte, versagte ihn mir. Meine sehr entschiedne instinktmäßige Neigung zur Unabhängigkeit ließ mir's nie zu, meine Gewalt über irgend einen andern nützen zu wollen. Tatter wird sich quälen, warum konnte er nur das für mich? Er wollte nicht glücklich sein, und für mich verfloß die Zeit auch, wo Entbehrung Genuß ist. Hätte Tatter im Dezember, wo ich ihm ängstlich über meine Zukunft schrieb, gesagt: Verlasse Mainz! so hätte ich ihm gehorcht; statt dessen heißt's: Ich bin in Verzweiflung, nichts für dich thun zu können. Meine Geduld brach, mein Herz wurde frei, und in dieser Lage, bei solcher Bestimmungslosigkeit meinte ich nichts Besseres thun zu können, als einem Freunde trübe Stunden erleichtern und mich übrigens zu zerstreuen.“ Selbst besonnene Männer, wie der berühmte Naturforscher Sömmering, Forsters Freund, urteilten sehr hart über sie: sie müsse sich sehr tief in die Revolution eingelassen haben, durch sie sei Forster in die Politik hineingeheßt worden, sie habe die Trennung Theresens von ihm betrieben und ihn durchaus heiraten

wollen. Dies war die strenge Folge der Unvorsichtigkeit, mit der sie ihre besten Absichten von vornherein in eine ungünstige Beleuchtung brachte.

Während sie so in Angst und Bangen, in Kummer und Not in Frankfurt, wohin sie sich nach ihrer Freilassung zuerst gewendet hatte, der Zukunft dachte, nahm sich ihrer ein Freund an, den sie in ihren besseren Tagen verschmäht hatte, August Wilhelm Schlegel. Er eilte von Amsterdam herbei, begleitete sie nach Leipzig, wo sie einige Zeit in Göschens Hause Aufnahme fand, bis sich ihr in Lucca im Altenburgischen ein vorläufiges Versteck bot, empfahl sie der Fürsorge seines Bruders Friedrich, der sich damals in Leipzig aufhielt, und kehrte dann zurück. „Sie fühlen — schrieb sie Ende August 1793 an Friedrich Schlegel —, welcher ein Freund mir Wilhelm war. Alles, was ich ihm jemals geben konnte, hat er mir jetzt freiwillig, uneigennützig, anspruchslos vergolten durch mehr als hilfreichen Beistand. Es hat mich mit mir ausgehnt, daß ich ihn mein nennen konnte, ohne daß eine blinde, unwiderstehliche Empfindung ihn an mich gefesselt hielt. Sollte es zu viel sein, einen Mann nach seinem Betragen gegen ein Weib beurteilen zu wollen, so scheint mir doch Wilhelm in dem, was er mir war, alles umfaßt zu haben, was man männlich und zugleich kindlich, vorurteilslos, edel und liebenswert heißen kann.“*) Friedrich Schlegel machte nun die persönliche Bekanntschaft der merkwürdigen Frau und wurde von dem leichten Spiele ihrer Gedanken so angezogen, daß er in Gefahr war, in eine heftige Neigung zu ihr zu geraten und sich mit Gewalt zu einem ruhigen, freundschaftlichen Verkehr zwingen mußte. So schrieb er im August 1793 von Leipzig aus an den Bruder: „Der Eindruck, den sie auf mich gemacht hat, ist viel zu außerordentlich, als daß ich ihn selbst schon deutlich übersehen und mitteilen könnte. Sie wird dir wohl selbst geschrieben haben, daß sie sich ganz in Göschens Hand gegeben und ich so gut wie nichts mit der Sache zu thun habe. Ich mußte zuerst vermuten, der Grund wäre, daß sie gering von mir dächte. Darin hab' ich mich vielleicht geirrt. . . . Alles, was ich noch sagen könnte, würde verworren, oberflächlich sein, und vielleicht könnte ich in Gefahr kommen, mich schwärmerisch auszudrücken, und mir dünkt, für sie zu schwärmen, heißt, sich an ihr versündigen. Vielleicht gelingt es mir, sie gleich ohne Verblendung zu fassen.“ Und vierzehn Tage später: „Unsern Umgang möchte ich bezeichnen: Vertraulichkeit ohne Zutrauen, Teilnahme ohne wahre Gemeinschaft. Doch mißverstehe das nicht. Die Überlegenheit ihres Verstandes über den meinigen habe ich sehr frühe gefühlt. Es ist mir aber noch zu fremd, zu unbegreiflich, daß ein Weib so sein kann, als daß ich an

*) Der Haß, welcher Karoline verfolgte, hat auch diese Hilfsbereitschaft Schlegels verächtigt. Man erzählte sich, sie habe in Lucca ein Kind geboren, dessen Vater Cusine oder ein Offizier desselben gewesen sei. Wie mir Herr Pastor Dr. Geher in Lucca freundlichst mitteilt, ist in den Kirchenbüchern keine Spur davon aufzufinden.

ihre Offenheit, Freiheit von Kunst recht glauben dürfte.“ Der Bruder wurde fast eifersüchtig, und Friedrich mußte ihn alles Ernstes beruhigen. Im Februar 1794 folgte sie einer Einladung Gotters und ihrer Freundin Luise nach Gotha und verlebte dort im Hause der Getreuen, die sich an die häßlichen Verleumdungen nicht stießen, einige glückliche Monate. Darauf wandte sie sich nach Braunschweig, wo sich auch ihre Mutter aufhielt. Wie schwierig ihre Lage noch immer war, hatte sie deutlich genug erfahren müssen. In Göttingen, wo sie vor ihrem Besuche in Gotha auf kurze Zeit gewesen war, hatte man sie ausgewiesen; „da wir derselben den Aufenthalt in Göttingen nicht gestatten können,“ hatte das Universitätskuratorium verordnet. In Dresden, wohin sie von Gotha aus zuerst hatte übersiedeln wollen, drohten ihr politische Verfolgungen, auch von Berlin riet ihr Meyer ab. Wie wenig Zutrauen selbst solche ihr entgegenbrachten, die an ihrer Begeisterung für die Franzosen keinen Anstoß nahmen, ersieht man aus dem, was Theresie im Februar 1794 ihr nach Gotha schreibt: „Höre eine Bitte, die dich nicht beleidigen muß, sie ist treu. Ich weiß nicht, ob du jetzt nicht liebst oder was dir jetzt Liebe ersetzt, aber kommst du mit Männern in Verhältnisse, so hüte dich, daß du nicht gemißbraucht wirst und dich hintansetzt. Lieb dich aus Liebe, aber nicht aus Überdruß, Spannung, Verzweiflung. Kannst du aber die Männer entbehren, so ist es gut für dich, bis du wieder eine Bahn gefunden hast. Tatter mußst du verlernen, Schlegel konnte dich retten, aber doch nicht führen kann er dich. Die bloßen gesellschaftlichen Verhältnisse sind dir gefährlich — ich bitte, weil ich nicht weiß, wo du dich schadlos halten sollst und ich deinen Frieden wünschte.“

Karoline fühlte selbst das Bedürfnis, zur Ruhe zu kommen, ihre bürgerliche Ehre wiederherzustellen, einen Halt im Leben zu gewinnen. Dazu bot sich eine, wenn auch längere Zeit unsichere Aussicht. August Wilhelm Schlegel kehrte aus Holland zurück, und da er sich in der Nähe, bei den Seinigen in Hannover, aufhielt, so wurde der Verkehr mit Karoline bald sehr innig. Von Verheiratung war zunächst noch nicht die Rede, es scheint, daß Karoline, als sich Schlegel ernstlich um sie bewarb, ihre Selbständigkeit doch nur ungerne aufgab. Luise Gotter, die sich mißbilligend über das schwebende Verhältnis ausgedrückt haben mochte, mußte von der Freundin hören: „Du bist ein Kind, was Schlegeln und meine Namensveränderung betrifft. Kann man denn gar keinen Freund haben, ohne sich auf Leben und Tod mit ihm zu vereinigen?“ Und Fritz Schlegel mußte den Bruder fragen: „Sind die Schwierigkeiten unüberwindlich, die Karoline und dich hindern, einen Namen zu tragen? Karolins politische Lage wäre dadurch ganz verändert.“ Pläne wurden unterdes genug gemacht, sogar von einer Auswanderung nach Amerika war die Rede. Endlich, am 1. Juli 1796, fand die Hochzeit statt, Schlegel siedelte mit seiner Frau nach Jena über, wo er neben seiner Professur vorzüglich schriftstellerischen

Arbeiten zu leben gedachte. In der lebendigen Teilnahme an diesen literarischen Bestrebungen lag der Berührungspunkt der beiden übrigens grundverschiednen Geister; eine innige, hingebende Liebe hatte wenigstens von Karolinens Seite den Bund nicht geknüpft. (Schluß folgt.)



Mit der Diogeneslaterne.

Satirische Streifzüge von Albert Gehrke.



1. Amor und Hymen.

Amors Bekehrung.



mor, böser Knabe, schalt Gott Hymen,
Warum machst du die Verliebten blind,
Daß sie hinterher, statt mich zu rühmen,
Mißvergnügte Unterthanen sind?

Amor sprach: Die Gluten anzufachen,
Spiel' ich mit den Herzen Blindes Spiel.
Würde soust das Haschen Freude machen?
Sehend griffe schwerlich jemand zu.
Hymen, fürchte nicht um deinen Thron,
Erblich ist die Liebesillusion!

Moderner Bescheid.

Noch treibst du mit der Liebe Scherz,
Glaubst, unverwundbar sei dein Herz.

Triff Amor mich in's Herz hinein,
So muß der Pfeil von Golde sein.

Schlängenschönheit.

Lucinde spricht: Mein Spiegel lügt mir nicht,
Und doch bisher kein Freiersmann in Sicht.
Verlockt nicht meiner Augen Sterngefunfel,
Mein leichter Gang, das Ringelhaar so dunkel?
Ja, schlängenschön bist du! Daß nichts gebriecht,
So hast du auch die Zunge, welche sticht.